

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– April 2023 –

Wiborada von St. Gallen. Neuentdeckung einer Heiligen, hg. v. Ann-Katrin GÄSSLEIN / Gregor EMMENEGGER. – Basel: Schwabe 2022. 363 S. (Theologisch bedeutsame Orte der Schweiz, 2), geb. CHF 60,00 ISBN: 978-3-7965-4500-9

Mag die Stilisierung zur „erste[n] Schweizer Heilige[n]“, die bereits das Vorwort (Titel und Zitat 25) beansprucht und die sich durch den Sammelbd. zieht, auch überzogen sein, so steht Wiborada († 926 1. Mai) wie wohl keine andere Heilige der Schweiz – lange bevor es diese überhaupt gab – Modell „für die individuelle spirituelle Suche“ (*Esther Vorburger-Bossart*, 160). Und dies ganz aktuell, wie der Erfolg des ökumenischen Projekts ‚Wiborada 2021‘ zeigt, bei dem sich insgesamt sieben Männer und drei Frauen im Alter zwischen 28 und 86 Jahren einzeln jeweils für eine Woche in einer eigens und getreu dem Vorbild nachgebauten Holzzelle an der Außenwand der Kirche St. Mangen in Sankt Gallen einschließen ließen.

Abgesehen davon, dass das Projekt – ganz modern – von einem vielfältigen Rahmenprogramm und von Workshops begleitet wurde, war der Aufenthalt der Inklus:innen freilich von vorneherein fest terminiert und zeitlich recht eng auf eine Woche befristet. Wiborada verbrachte die letzten zehn Jahre ihres Lebens in der Zelle, trug eine Eisenkette auf ihrem Leib und starb darin gewaltsam bei einem Einfall der Ungarn in Sankt Gallen.

Wer also war Wiborada, was wirkte und bewirkte sie? Fragen, auf die insgesamt elf Beiträge aus den Fachperspektiven Geschichte, Religion(swissenschaft), Liturgie und Theologie Antworten suchen, sicherlich motiviert, aber keineswegs allein initiiert durch ‚Wiborada 2021‘. Ein Blick auf die ausgesprochen gute Quellenlage und die Forschungsgeschichte indiziert, dass die Wiederentdeckung Wiboradas nach der Zerstörung von Grab und Reliquien in der Reformation weiter zurückreicht. Vielleicht ist in diesem Kontext ein Schwachpunkt des Bd.s auszumachen, denn die hauptsächlich als Verdienst der Neuen Frauenbewegung und feministischer Theolog:innen postulierte *Neuentdeckung* bezieht sich primär auf die Heilige bzw. deren Memoria, weniger auf die Erinnerung an Wiborada insgesamt. Dies bekräftigt den Eindruck, den der Rez. an mancher Stelle gewinnt, dass nämlich der Sammelbd. zumindest unterschwellig intentional dem hehren, in der aktuellen Diskussion um den gegenwärtigen Zustand und v. a. die die Zukunft der Kirche – nicht nur der kath. – prominent platzierten Ziel dienen will, an und mit Wiborada Wege zur Integration der Frauen in der Kirche aufzuzeigen und zu ebnen (z. B. den Beitrag von Vorburger-Bossart).

Nach dem allgemeinen und einführenden Überblick über Wiborada in Geschichte und Gegenwart sowie zur Charakterisierung und Struktur des Sammelbd.s von Ann-Kathrin Gässlein und Gregor Ermenegger (9–26) fragt letztgenannter Mithg., Titularprofessor an der Theol. Fak. der Univ. Fribourg, im ersten speziellen Beitrag nach den Gründen, die Wiborada zur Inklusion (Pfingsten 916)

bewogen haben könnten (27–53). Germanische Bezüge vernachlässigt er dabei nicht, konzentriert sich aber auf die weit zurückreichende christliche Tradition in Formen der Nachfolge Christi, in der er Wiborada verorten kann, in der Askese, mehr aber noch, wie er überzeugend anhand der Wiborada-Viten aufzeigen kann, im Vorbild der Prophetinnen, wie die Nähe zum Volk (Fenster zur Außenwelt in der St. Mangener Zelle; Ratgeberin, Heilungen, Wunderwirken) und der geschundene Leib (Kette) erkennen lassen. Die, jedenfalls durch die älteste Vita nicht zu stützende, Behauptung, dass Wiborada auch „Liturgie abhielt“ (37), scheint allerdings nach Lage und Gewichtung der Quellen überdehnt. Zu dem abschließenden Appell, der prophetischen Funktion der heiligen Frau angesichts der rezenten Kirchenkrise wieder Leben zu geben, sei auf die einleitende Bemerkung oben verwiesen.

Die historische Perspektive auf Wiborada beleuchtet v. a. der Beitrag von *Cornel Dora* (55–103), der sich im breit gefüllten Quellenspektrum auf die beiden Viten (I: um 960/970; II: 1072/1076), liturgische Bücher und den Bilderzyklus im Sankt Galler Legendar (1451), den er auch ikonologisch deutet, stützt. Die Memoria der Wiborada ist schon um 930 bezeugt, die Heiligenverehrung spätestens durch die förmliche Kanonisation (1047) und forciert durch die Vita II, während der Bilderzyklus mit der kurz darauffolgenden Erhebung der Gebeine (1455) im Kontext kirchlicher Reformbestrebungen zu sehen ist. Den verschiedenen Quellen gemeinsam ist das Bild von Wiborada als einer „selbstbewussten Frau“ (81). Der Umfang des Beitrags erlaubt es Dora auch, sich in offenen Detailfragen der Wiborada-Forschung zu positionieren: Geburt um 880/885, wohl auf der Altenburg nordöstlich bei Märstetten. Ein wesentlich knapperer Beitrag von Dora (105–112) mit den Ergebnissen der dendrochronologischen Untersuchungen zu vermeintlichen Sekundärreliquien, die nach der Aufhebung des Klosters St. Georgen in Sankt Gallen (in einem Häuschen an der dortigen Kirche hatte Wiborada quasi eine ‚Probezeit‘ als Reklusin verbracht) 1834 an das Kloster Glattburg gelangten, wo die heilige Wiborada bis heute liturgisch verehrt wird, schließt sich unmittelbar an.

Den historischen Ansatz greift, ebenfalls in umfänglicher Behandlung, der Beitrag von Vorburger-Bossart (113–168) auf, die den Umgang mit Wiborada seit dem Reliquienverlust in der Reformation insbes. mit Blick auf die kath. Kirche als eine „Nicht-Rezeption“ (159) wertet. Über die oben geäußerte Bemerkung zur terminologischen Unschärfe (Erinnerung – Verehrung) generell hinaus ist in diesem Beitrag zumindest eines der Argumente zu hinterfragen, dass nämlich „Wiborada als Frau in der nachtridentinischen Kirche nicht den gängigen Rollenmustern entsprach“ (114). Dieser zusätzlich mit kritischem Blick auf die Gegenwart untermalten Behauptung stehen nicht nur zahlreiche heilige Frauen, auch aus Neuzeit und Gegenwart, und deren Verehrung in der und durch die Kirche entgegen, sondern sie ignoriert auch die im Beitrag von Ermenegger (s. oben) herausgearbeitete Erkenntnis, dass die Wiboradaverehrung auch und gerade im Verlust ihrer geschlechtlichen Rolle gründet. Der Hervorhebung der Rolle der Neuen Frauenbewegung und von Theolog:innen, auch überkonfessionell, bei dem seit dem ausgehenden 20. Jh. zu verzeichnenden, kontinuierlichen ‚Aufschwung‘ wird man beipflichten können, auch wenn der – keineswegs unterschlagene – Anteil des Bistums Sankt Gallen daran nicht unterschätzt werden darf. Aber vermutlich zielt Vorburger-Bossart eher darauf ab, alle Kirchen von Sankt Gallen und darüber hinaus zu mehr Engagement für Wiborada als „eine[r] ökumenische[n] Heilige[n]“ (160) zu animieren.

Die religionswissenschaftliche Perspektive eröffnet der Beitrag von *Eva Dietrich* (169–201) über die Wüste, die Klausen und den (un)sichtbaren Körper in vergleichender Methode mit dem Fokus auf Formen streng(st)er Askese seit der Antike. Sie profiliert Wiborada als eine ‚Wüstenmutter der Städte‘, eine Feindifferenzierung, die mit Blick auf ihre Wirkungsstätten von erheblicher Relevanz ist,

da sie im Bündel mit weiteren Faktoren, wie etwa der „Überwindung der Fleischlichkeit selbst“ (198), das Leben der Wiborada als eine prägende Form der spirituellen Nachfolge Jesu kennzeichnet.

Das Phänomen des städtischen Inklusentums aufgreifend, differenziert Gässlein (203–235) vor dem Hintergrund der weiterhin bestehenden Kontakte Wiboradas zu Familie und Sozialwelt fein und überzeugend zwischen Einsamkeit und Allein-Heit. Man darf sich allerdings fragen, ob ihr Bemühen um einen „religionsphänomenologisch-vergleichend[en]“ (204) Ansatz, das annähernd jedes Detail aus den Viten übergreifend religionsgeschichtlich nachzuweisen und zu verankern versucht, letztlich nicht den Blick auf die Einflüsse aus der christlichen Tradition des (lateinischen) Westens verstellt.

Gewiss nicht nur für Schweizer:innen interessant, zumal der Autor immer wieder über den ‚Tellerrand‘ hinausblickt, ist der Vergleich zwischen Wiborada und dem ‚Bruder Klaus‘, dem 1947 heiliggesprochenen Schweizer Schutzpatron Nikolaus von Flüe. *Roland Gröbli* (237–267) arbeitet einige Parallelen heraus, im Leben, Wirken und nicht zuletzt auch in der Nachwirkung und Wahrnehmung der Zeitgenossen unmittelbar nach dem Tod. Beide, so Gröbli, haben ihren verdienten Platz in der „Geistkirche“ (264), die die Amtskirche bereichere.

Die liturgischen Aspekte der Wiboradaverehrung nimmt zunächst *Birgit Jeggle-Merz* in ihrem Beitrag (269–296) in den Blick, die, ausgehend von Eigentexten des Bistums Sankt Gallen, die Spuren des liturgischen Gedenkens historisch zurückverfolgt. Die Quellen, die sie aufzeigt, sind durchaus zahlreich und vielfältig und erweisen das Wiboradagedächtnis liturgisch „ganz in Christus“ (292).

Einen in den bisherigen Beiträgen eher vernachlässigten Aspekt aus dem Inklusinnenleben der Wiborada, nämlich die durch die Konstruktion ihrer Zelle ermöglichte Teilnahme am Gottesdienst, fokussiert Gässlein (297–340). „Täglich Psalmen beten“ (Titel) beleuchtet freilich nicht nur diese wichtige Seite in Wiboradas Wirken, sondern ist, vor dem Hintergrund eines durch das Umfeld des Projekts ‚Wiborada 2021‘ eben erst wiederaufkeimenden gottesdienstlichen und Gebetslebens, unmissverständlich an die Sankt Galler Christ:innen unserer Tage gerichtet und dürfte, mit einem Ausrufezeichen versehen, als Appell verstanden werden.

Das facettenreiche Bild beschließt ein Beitrag, der dieser Intention noch energischer folgt und nach einem Überblick über die Rolle der Frau in der Schweizer Geschichte und Gesellschaft insbes. des 20. Jh.s (Frauenstimmrecht; Männerbünde!) in konkrete Forderungen zum Thema Gleichberechtigung der Geschlechter mündet. *Judith Thoma* (341–356) ist bemüht, mit einer „frühradikale[n] Wiborada von St. Gallen als protofeministische[r] Frau“ (355) diesem Bemühen für Gegenwart und Zukunft der Schweiz eine schillernde Leitfigur und einen wirksamen Ansporn zu geben. Ihre Argumente für diese Vorreiterrolle wirken teils überzeugend, teils aber auch sehr gezwungen und überspitzt.

Leben und Wirken der heiligen Wiborada, das in dem vorliegenden, mit einem aktuellen Bezug und Anlass entstandenen Sammelbd. breit behandelt und die:der Leser:in über eine Distanz von annähernd 1100 Jahren vielfältig vor Augen geführt wird, kann in mancher Hinsicht, muss aber nicht in allen der hier behandelten Facetten, Vorbild geben für Christ:innen in Gegenwart und Zukunft, und dies auch im ökumenischen Miteinander – nicht nur in Sankt Gallen. Der hinreichend betonte Aspekt der Spiritualität ist für diese Rolle zweifellos eminent wichtig, aber vielleicht sollte man dabei auch Gewicht legen auf einen Aspekt, der (mit einer Ausnahme: Gässlein) in diesem Bd. etwas unterbelichtet erscheint: die Rolle der öffentlichen Ratgeberin als einer substanziellen Aufgabe für Christ:innen in Kirche und Welt unserer Zeit.

Über den Autor:

Thomas Gottfried Bauer, Dr., Privatdozent am Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität (bauerth@uni-muenster.de)